

Georg Sporschill
Kirche als Anwältin der
Kinder

«Eure Kleinen, von denen ihr sagtet: zur Beute werden sie! und eure Kinder, die heute noch nichts von Gut und Böse wissen, sie werden in das Land kommen, ihnen gebe ich es» (Dtn 1, 39). Ihretwegen – nicht wegen der Väter oder der großen prophetischen Gestalten, sondern der Kinder wegen – gibt Gott dem Volk Israel die Tora, sein liebendes Wort. Die gegenwärtige Generation ist dazu bestimmt, durch die Wüste zu wandern, Anfechtungen, Belastungen, Ängste und Konflikte durchzustehen. Zwar müssen die Israeliten hören, sie seien alle dazu bestimmt, daß ihre Leichen in der Wüste verbleiben. Sie haben aber diese Verheißung: Ihr Weg war nicht umsonst. Sie haben die Erfahrung gemacht, daß ihr Weg nicht nur weit, sondern auch reich war. Ausgerichtet war er immer auf die nächste Generation, und das heißt: auf die Kinder.

Diese Tradition nimmt Jesus auf, wenn er befiehlt: «Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn ihrer ist das Himmelreich» (Mt 19,14). Die Kinder hat er gesegnet. Den Erwachsenen hat er aufgetragen, von den Kindern zu lernen, zu werden wie sie, weil es anders keinen Zugang zum Reich Gottes gibt. «Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht in das

Himmelreich kommen» (Mt 18,3): Jesus läßt damit nicht ein, kindisch zu werden, sondern vom Kind die Unmittelbarkeit, das Vertrauen, das Begehren, den Lebensmut und die Lebensfreude zu lernen.

Hintergrund für diese Hochschätzung des Kindes ist das hohe Bild vom Menschen, mit dem die Bibel jede Benützung und jeden Mißbrauch des einzelnen Menschen als Verrat am Willen Gottes brandmarkt, der den Menschen zu seinem Ebenbild geschaffen hat. Gott selbst also entzieht den Menschen der Autorität von Menschen, er selbst ist das einzige Gegenüber. Damit ist die irdische Autorität relativiert und den Regeln Gottes unterworfen. Gott selbst schützt den Menschen, indem er jede Autorität durch seine Autorität ausrichtet. Gott stellt sich auf die Seite der Schwachen und besonders der Kinder: «Er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind; er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen.» (Lk 1, 51f) Am Kind zeigt sich diese Ausrichtung am deutlichsten, da doch das Kind die Autorität der Eltern und der Gesellschaft braucht, um leben und sich entfalten zu können. Zugleich wird dieses wunderbare Wesen Kind vor der menschlichen Autorität geschützt, weil Gott die Regeln für alle Autorität gibt.

Im Umgang mit dem Kind tritt zutage, ob eine Generation sich bewährt oder ob sie versagt, weil im Kinde die jedem Menschen eigene Schwäche gegenüber Autorität und gesellschaftlichen Systemen offenliegt. Vor diesem Hintergrund sind die folgenden vier Geschichten zu sehen, die meine Begegnungen mit Kindern in Wien und Bukarest zum Inhalt haben.

Am Bahnhof von Bukarest

1991 bin ich im Auftrag der Caritas nach Bukarest gekommen, um ein Projekt für Straßenkinder zu starten¹. Zuerst bin ich mit meinen Mitarbeitern zum Bahnhof gegangen, wo uns bald Neugierige umringt haben, schmutzige, drogensüchtige, kranke, aggressive junge Gestalten. Es war eine schwierige, unfriedliche, gefährliche Situation, die mir Angst einflößte. Nur weil ich vorher schon zehn

Jahre in einem Haus mit drogensüchtigen und obdachlosen strafentlassenen Jugendlichen gelebt hatte, habe ich standgehalten und bin geblieben, trotz der Aggressionen, die uns die Kinder entgegenbrachten. Diese Aggressionen waren im Grunde ein Test. Sind das Touristen wie die anderen, können wir mit ihnen spielen? Was haben wir von denen zu holen, was wollen sie? Diese Fragen bestimmten das Verhalten der Kleinen.

Dann begannen wir in einer Ruine, einem Haus ohne Fenster und Heizung, ein kleines Heim einzurichten. Wir renovierten es im Winter, und die Kinder haben schnell davon erfahren. Die Kommunikation unter ihresgleichen, das Netzwerk der Straße, hat gut funktioniert. Und sie haben uns Tag und Nacht bedrängt, ja in der Nacht sogar einmal überfallen, weil sie alle in das Haus einziehen wollten - und weil sie die Machtprobe wollten. In unserem Idealismus nahmen wir in unser kleines Haus zunächst dreißig Kinder auf, viel zu viele, um eine Gemeinschaft, eine Ordnung, eine friedliche Atmosphäre zu schaffen. Um die Heimplätze entspann sich ein erbitterter Kampf. Wir haben sie schließlich auf 25 reduziert, was ein schmerzhafter, vom Zufall bestimmter und ungerechter Prozeß war.

Eines Nachmittags stand ich an der Türe, als ein kleiner Bub daherkam. Er reichte mir gerade bis zur Hüfte und sagte ganz bestimmt, fast autoritär: «Ich bleibe da!» Ich war derart überrascht, daß ich ganz vergaß, daß wir gerade erst die Zahl der Kinder reduziert, ja welche weggeschickt hatten, um zu überleben. Der Kleine marschierte ins Haus, ich legte eine Matratze auf, und er schlief sofort ein, ohne mir die Gnade zu gewähren, mit mir zu sprechen. Am nächsten Tag wachte er zunächst auf, trank und aß mißmutig, ehe wir ihm die Fragen stellen konnten, die wir allen unseren Kindern stellen müssen: Hast du Eltern? Wo bist du weggelaufen? Seit wann bist du auf der Straße? Wie heißt du? Er war sehr mürrisch und sagte zum Thema Eltern nur: «Ich habe Eltern, aber die interessieren mich nicht!» Dann brach er das Gespräch ab. Auch in den nächsten Tagen und Wochen, als wir das Gespräch erneut aufzunehmen versuchten, kam von ihm immer wieder der Satz, den ich

nie zuvor gehört hatte: «Ich habe Eltern, aber die interessieren mich nicht!» Ich vermutete, er habe gar keine Eltern, da es ihm aber unangenehm sei, dies zuzugeben, ziehe er sich auf diese Art und Weise aus der Affäre.

Der Bub wurde dann in die Gruppe der 25 Kinder aufgenommen und machte den für alle vorgesehenen Prozeß mit, den Versuch, eine Ordnung in das Leben zu bringen, zu Sauberkeit zu erziehen, zu gewissen Zeiten schlafen zu gehen, eine gewisse Kultur beim Essen zu haben, herauszubringen, wieviel er schulisch schon gelernt hatte, denn er konnte noch nicht schreiben und lesen. Und dann der tägliche Unterricht, um ihn darauf vorzubereiten, einmal eine öffentliche Schule zu besuchen. Dieses Hineinfinden in die Gemeinschaft unseres kleinen Heimes dauerte ein ganzes Jahr.

Eine Erzieherin hatte besonderen Anteil an seiner Integration, sie war für ihn Freundin, Schwester und Mutter in einem. Nachdem bereits rund ein Jahr verstrichen war, faßte er sie plötzlich an der Hand und sagte: «Komm mit zum Bahnhof!» Sie war überrascht, denn für gewöhnlich mögen unsere Kinder nicht mehr zum Bahnhof zurück, dorthin, wo sie früher im Drogen-, Prostitutions-, Bettler- und Diebsmilieu Monate oder Jahre dahinvegetiert hatten. Aber er war wieder so bestimmt, wie es seiner Art entsprach. Sie ging mit ihm, und auf dem Bahnhof führte er sie in die Toilette. Dort im Dunkeln kauerte eine Gestalt. Er sagte nur: «Das ist meine Mutter!» Es war ein tränenreiches, rührendes Wiedersehen. Niemand weiß, ob er in diesem Jahr jemals dort gewesen war, aber eines war klar: Ein Jahr lang hat er uns getestet, ein Jahr lang mußten wir das nötige Vertrauen und die Beziehung zu ihm aufbauen, bis er sich uns offenbaren, uns ein Geheimnis schenken konnte: «Das ist meine Mutter.»

Die Mutter lebte als Toilettenfrau zusammen mit ihrer Tochter, also mit der Schwester unseres kleinen Julian, auf dem Bahnhof. Als Entlohnung durften die beiden in einer mit ihren Arm- und Nicht-Habseligkeiten angeräumten Kabine der Toilette übernachten, leben, wo man nicht einmal liegen, sondern nur sitzend schlafen kann. Daß man krank wird oder krank werden muß, um das auszu-

halten, versteht sich von selbst. Seither besuchte Julian regelmäßig seine Mutter. Der Bahnhof ist von unserem Haus nur zehn Minuten zu Fuß entfernt, und der Bub lud Erzieher, Freunde ein, ja er wählte sie aus, mit ihm auf den Bahnhof zu gehen. Es war gleichsam eine große Belohnung, wenn er einem die Beziehung zu seiner Mutter eröffnete.

Eines Tages fand er einen österreichischen Schilling, verknötete ihn fest in ein Taschentuch und sagte zu der Verantwortlichen im Haus: «Ich muß zum österreichischen Botschafter, weil ich eine wichtige Sache mit ihm zu besprechen habe.» Sie sagte: «Das ist nicht sehr einfach» und nahm seine Idee nicht so ganz ernst. Er wurde wütend und bestand auf der Erfüllung seines Wunsches. Als ihm dies nicht gelang, sagte er: «Jetzt sage ich dir wirklich, worum es geht. Ich habe nämlich viel Geld, und das will ich in Österreich auf eine Bank legen. Ich verspreche, ich nehme nur die Zinsen weg, nur so viel, daß ich meine Mutter und meine Schwester ernähren kann, aber das Geld bleibt dort auf der Bank.» Er hat Verantwortung gespürt, daß seine Mutter und seine Schwester es einmal besser haben sollten. Er hat nichts für sich selbst gewollt, er wollte etwas für seine Mutter und seine Schwester.

Ich habe dieses Beispiel dann einmal zu Weihnachten in der Predigt erzählt, und tatsächlich haben mir die Leute anschließend soviel Geld gespendet, daß wir für die Mutter und die Schwester ein Zimmer finden konnten. Sein Plan mit dem Schilling ist also, obwohl wir am Anfang gelacht hatten, in Erfüllung gegangen. Er hat Verantwortung übernommen. Und hat uns so in die Verantwortung, in eine neue Aufgabe hineingenommen. Die Geschichte ging bei uns so weiter, daß er aus unserem Heim von selbst – wir haben es gefördert – weggegangen und im Sinne einer Familienzusammenführung zu Mutter und Schwester gezogen ist (vom Vater wissen wir nichts). Doch bereits nach wenigen Tagen hat er gebeten, wieder ins Heim zu dürfen, denn er habe es bei seiner psychisch angeschlagenen, alkoholkranken Mutter nicht ausgehalten. Wir haben ihn zurück ins Heim genommen, und seither geht er regelmäßig hin, um für seine Familie zu sorgen. Er sieht

aus wie ein Zehnjähriger (obwohl er mittlerweile dreizehn ist), aber er ist stark. Er ist wählerisch, wem er das Vertrauen schenkt, er läßt sich Zeit dazu. Er übernimmt Verantwortung und hält sie durch, er übersteht auch Rückschläge. Das ist eine Erfahrung mit einem Kind, das in meinem Einsatz für die Straßenkinder für mich die Führung übernommen hat, uns Wege gezeigt hat.

Kinder übernehmen die Führung

Eine andere Geschichte: Costel war eines der ersten Kinder, die ich in Rumänien kennengelernt hatte. Ich traf ihn am Nordbahnhof, und weil er ziemlich gut Englisch sprach, hatte er meine Sprachbarrieren überwunden. Er erzählte mir, daß er jede Nacht in einem Video-Shop übernachtete. Während des Tages bettelte er sich beim Spiel soviel Geld zusammen, daß er dort so lange Filme anschauen konnte, bis er einschlief und so dort übernachten durfte. Auf diese Weise hatte er Englisch gelernt.

Costel hatte ein sehr dunkles Gesicht und war aufgeweckt, ja fast wild. Das hat mir Spaß gemacht, und ich habe ihn in mein Haus aufgenommen. Dort war er allerdings schwierig. Die Erzieher wurden mit ihm nicht fertig. Er wollte sich an keine Ordnung, an keine Regel halten. Immer wieder lief er davon, und ich konnte ihn nicht mehr schützen: Er mußte zurück auf die Straße. Als ich ihn in der Metro-Station, in der er dann wohnte, ja lebte, wieder traf, tat er mir so leid, daß ich ihn wieder mitnahm; es war im Winter, es war kalt, und er sah verhungert aus. Aber einmal war es so weit, daß die Erzieher streikten und erklärten, wenn man ihm alles durchgehen ließe, schafften wir kein Minimum an Hausordnung, könnten wir keine Gemeinschaft und keine Erziehung aufbauen. Also konnte er nicht mehr bleiben. Ich habe ihn dann erst nach einem guten halben Jahr wieder getroffen, und abermals sah er furchtbar aus, fast verhungert, ein ganz dunkles, eingefallenes Gesicht, und er sagte: «Bitte nimm mich in ein Haus auf, ich werde jetzt immer brav sein!» Ich wußte, daß ihm dies unmöglich sein würde, aber er war so treuherzig und

überzeugend, daß ich ihn mitnahm. Er hat mich darin bestärkt, auch die Erzieher wieder für ein Experiment zu gewinnen. Tatsächlich, dieses Mal blieb er bei uns. Es gelang uns sogar, ihn in die Schule zu bringen, ihm das Rauchen zumindest im Haus abzugewöhnen und ihn in den normalen Lebensrhythmus mit den anderen zu integrieren.

Immer wieder wird unser Heim in Bukarest von Leuten aufgesucht, die sich besonders gern mit Costel unterhalten, weil er der einzige ist, der die englische Sprache beherrscht und auch die Gabe hat, sich in den Vordergrund zu stellen. Er wird dann oft gefragt: «Was ist das Ziel deines Lebens?» Daraufhin hat er einmal wie aus der Pistole geschossen geantwortet: «Einmal will ich New York und einmal möchte ich Jesus sehen!» Wir dachten uns alle, vielleicht schafft er es einmal nach New York, aber ob er jemals Jesus sehen wird? Wenige Wochen nach diesem Besuch kam er fein angezogen, auffällig mit blauer Krawatte, die er irgendwo unter den Hilfsgütern gefunden hatte, und wir rügten ihn: «Du bist ein Angeber, jetzt übertreibst du!», hatte er doch schon Schwierigkeiten mit seinen Gleichaltrigen, weil er sich so gerne vordrängte. Er aber sagte: «Warum? Ich trage jetzt die Krawatte, weil ich am Sonntag getauft werde!»

Ich konnte es nicht glauben und ging der Sache nach. Tatsächlich hatte er ohne mein Wissen und das Wissen der Erzieher bei einem Pfarrer Religionsunterricht genommen, um sich auf die Taufe vorzubereiten, weil er Jesuit werden wollte. Deshalb hatte er ganz bewußt eine katholische Pfarrei gesucht, was in Bukarest nicht so leicht zu finden ist. Am großen Tag der Taufe waren wir Gäste, der Pfarrer hielt eine schöne Predigt und sagte: «Du hast nie eine Familie erlebt. Aber jetzt hast du trotzdem eine Familie, eine Gemeinschaft, schau um dich, wir sind deine Familie.» Nach der Taufe geschah etwas Ungewöhnliches: Er, der Aufschneider, der Starke, der Führer, weinte bitterlich. Wir fragten ihn: «Warum weinst Du?» Er sagte in gutem Englisch: «I was standing in front of the living God!» - «Ich bin vor dem lebendigen Gott gestanden!» Ja, er ist Jesus begegnet, vielleicht kommt er auch einmal nach New York, wenn er brav weiterlernt.

Costel nennt sich mit Stolz, und das tun auch die anderen Kinder, «Americanul», das heißt «der Amerikaner», weil er so gut Englisch, genauer Amerikanisch kann, was auch seinen Wunsch begründet, einmal nach New York zu kommen. Inzwischen hat er diesen Wunsch freilich aufgegeben, weil er gehört hat, daß es auch in New York Drogenprobleme und Kriminalität gibt. Das hat seinen Traum von Amerika zerstört. Mittlerweile haben wir in den drei oder vier Jahren, die er bei uns lebt, mit Hilfe der Polizei auch eine Spur zu seiner Mutter gefunden und sind hingefahren. Die Mutter hat ihn angeschaut und nur gesagt: «Ich habe mit diesem Kind nichts zu tun!» Sie hatte Costel als Baby im Krankenhaus zurückgelassen, sie selbst ist arm und fern von ihm. Sie könnte ihn nicht aufnehmen, sie kennt ihn nicht und könnte nie eine Verantwortung übernehmen. Das war der Anfang und das Ende seiner Familiengeschichte.

Beziehung als Brot des Lebens

Nach vier Jahren Einsatz in Rumänien haben wir für die Straßenkinder ein Dorf gebaut, führen ein kleines Sozialzentrum am Bahnhof in Bukarest und ein paar Heime in der Stadt, wo es überall kleine Gemeinschaften gibt, in denen Kinder und Jugendliche etwas von dem erleben und bekommen sollen, was unsereins in der Familie erlebt hat. Natürlich - wir haben Platz für etwa 150 Kinder - ist das ein Tropfen auf den heißen Stein. Immer noch passiert es mir und meinen MitarbeiterInnen jeden Tag, daß uns Kinder nachlaufen, unsere Hand erfassen und betteln: «Ich möchte bei euch wohnen, ich möchte auf die Farm für die Kinder kommen.» Und wir müssen nein sagen, sie mit einem Kaugummi abspesen. Das sind schwierige Situationen. Haben wir den Kindern, denen wir kein Haus, kein Bett anbieten können, nichts zu geben? Wenn wir schon nicht mehr tun können, gehen wir in kleinen Gruppen jeden Tag zu einer bestimmten Uhrzeit an eine Metro-Station an einem Platz im Bahnhof, um den Kindern einen Apfel, ein Brot zu bringen.

In Wirklichkeit aber bringen wir ihnen et-

was ganz anderes und erwarten auch sie etwas ganz anderes: die Familie, die Beziehung. Das merkt man daran, daß sie wütend sind, wenn man sich verspätet, und daß sie einen wild umarmen. Die Beziehung ist das Wichtigste. Aufgefallen ist mir das beispielsweise in der Nacht, als ich im Spätherbst Kinder barfuß am Bahnhof traf und sie scherzhaft fragte: «Was soll ich euch bringen?» – in der Erwartung, sie wünschten sich Schuhe. Sie aber sagten: «Nein, bring uns einen Ball zum spielen!» Sie möchten spielen, sie möchten Beziehung, sie möchten Menschen, bei denen sie Kinder sein und sich freuen dürfen und nicht verzweckt sind. Ich mache diesen Kindern, die ich nicht mitnehmen kann, gern ein Kreuzzeichen auf die Stirn und spüre, wie gern sie das haben, wie geborgen sie sich dann fühlen, obwohl sie zurückgelassen werden. Es geschieht inzwischen oft, daß dann selbstbewußt auch sie mir ein Kreuzzeichen auf die Stirn machen, gleichsam als Gegengeschenk, und einmal hat ein Mädchen mir ins Ohr geflüstert: «Ich bete für dich!» Dieses Erlebnis des Spieles und des Zeichens und des Religiösen setzt sich fort in unseren kleinen Häusern für die Kinder, wo sie etwa darüber streiten, ob man das Kreuzzeichen von links nach rechts oder von rechts nach links macht, also nach dem lateinischen oder griechischen Ritus, und wo sie nichts so sehr anspricht wie ein Lied, besonders ein religiöses Lied oder ein Gebet. Sie zeigen eine Offenheit und einen Hunger und eine Bereitschaft zum Glauben, wie ich sie aus der westlichen Wohlstandsgesellschaft viel weniger kenne. Ich schließe daraus, daß bei aller materiellen Not, die sich lindern läßt, die Hauptaufgabe darin besteht, die kulturelle, die geistliche, die religiöse, die familiäre Not zu lindern und das Bedürfnis nach Bindung zu befriedigen, den Kindern (und das verbindet zwischen Ost und West, zwischen Wohlstands- und Armutsgesellschaft) eine innere Heimat zu geben, die wir ihnen durch die Religion und durch die Kultur, durch die Zeichen und durch die Familie und unsere Beziehung schenken können.

Dabei spielt das Materielle eine notwendige, aber ambivalente Rolle. Es ist notwendig, weil sonst die Beziehungen schwierig werden, weil ein Kind nicht aufgenommen und geheilt

werden kann, wenn es kein Haus, kein Bett, keine Wärme hat. Gefährlich hingegen ist es, wenn es das Spirituelle ersetzt. Es ist immer mißverständlich, weil es oft die tiefere Sehnsucht verdeckt und die armen Kinder immer noch ärmer macht, indem sie plötzlich in Hilfsgütern schwimmen, mit denen sie nicht umgehen können, wodurch ihre Verwahrlosung, ihre menschliche Verwahrlosung erst recht beginnt. Das Materielle ist gefährlich, weil man mit ihm erst umgehen lernen muß, und weil wir selbst verstehen müssen, daß es nur die Voraussetzung für das ist, was die Kinder von uns wirklich wollen: die Beziehung, die Geborgenheit, die Heimat, den Sinn des Lebens, die Religion. Diese Aufgabe und diese letzte Zielsetzung nie aus dem Auge zu verlieren, kritisch zu bleiben, dürfte die eigentliche Aufgabe der Kirche sein, eine Aufgabe, die ihr keine staatliche, auch keine internationale Organisation abnehmen kann.

Die Kinder, von denen ich jetzt erzählt habe, werden in Rumänien oft «Niemandskinder» genannt. Positiv gesagt heißt das, unsere Aufgabe und die Aufgabe der Kirche ist es, jemandem einen Vater, eine Mutter, eine Schwester, einen Bruder zu geben; und das ist mehr als das Materielle.

Den «Niemandskindern» der Armutsgesellschaft entsprechen die «Schlüsselkinder» der Wohlstandsgesellschaft. Mit einer Gruppe von Helfern habe ich vor einem Jahr den Aufbau einer Pfarrei am Stadtrand von Wien übernommen. Diese Pfarrei entstand innerhalb von zwei Jahren. Auf der grünen Wiese wurden und werden Wohnungen für 15.000 Menschen gebaut. Das Bestimmende in dieser Pfarrgemeinde sind die Kinder, weil hier fast nur junge Paare wohnen, die eben Kinder haben. Viele Eltern sind Ausländer, die in Wien vor allem in pflegerischen Berufen tätig sind und deshalb eine Gemeindeförderung bekommen. Plötzlich tauchen ihre Kinder im Gottesdienst auf. Unlängst saßen zwei Mädchen in der ersten Reihe, und ich habe sie gefragt (es war an Pfingsten) «Welche Sprache könnt ihr?», weil ihre Gesichtsfarbe schon gezeigt hat, daß sie nicht nur Deutsch sprechen. Die eine sagte «Ich kann Philippinisch», und die andere «Hindi» – das waren ihre Worte, und ich habe sie dann vor der versam-

melten Gemeinde gefragt: «Wie habt ihr die Kirche gefunden? Warum seid ihr da?» Sie antworteten: «Die Türe war offen, und da sind wir einfach hineingegangen!» Darüber habe ich mich gefreut, und ich habe diese Freude auch ausgedrückt, die ganze Gemeinde hat die Kinder spüren lassen, wie sie glücklich war über sie. Seither kommen sie regelmäßig.

Ähnliche Geschichten erleben wir jetzt jeden Tag. Die Kinder fahren mit dem Fahrrad oder Skateboard vor der Kirchentüre, weil dort ein schöner Platz ist und man auf den Stufen allerhand Kunststücke aufführen kann. Wir sprechen mit ihnen, spielen mit ihnen und fragen sie auch, ob sie nicht im Gottesdienst eine Rolle übernehmen wollen. Wir haben das Ministrieren anzubieten. Dieses Angebot macht Furore. Am Sonntag müssen wir die Zahl der Ministrantinnen und Ministranten auf zwölf beschränken. Aber auch werktags kommen viele, um zu ministrieren. Und unsere Arbeit beginnt damit, ihnen zu zeigen, wie man das macht. Es ist ihr Ehrgeiz, es richtig zu machen, die Kniebeuge und alles andere im Gottesdienst. Seither kommen jeden Tag neue Kinder hinzu und mit ihnen auch Eltern, die dann in die Kirche aufgenommen, getauft werden wollen.

Wohnen in der Kirche

Der wichtigste Punkt ist, daß die Kinder, für die die Eltern aus wirtschaftlichen oder beruflichen Gründen oft wenig Zeit haben, eine Geborgenheit, eine Familie und mehr noch eine Aufgabe suchen. Sie möchten ministrieren, dienen, eine Rolle in der Welt übernehmen und auch Gott gegenüber eine Rolle haben, ihm dienen. Die Hingabe und Frömmigkeit, mit der sie es machen, erlaubt keinen Zweifel an dieser Sehnsucht des Menschen, die an unseren Kindern so offenkundig ist. Das Geheimnis besteht darin, eine Aufgabe zu haben, im Gotteslob, im Dienst an den Menschen und an der Gemeinschaft, durch das Wohnen dürfen in der Kirche, die offen ist, die keine Kanzlei- und Sperrstunden kennt, wie eine Familie, in der die Mütter auch keine Dienstzeiten hat und keine Sperrstunden, auch wenn sie Rücksicht fordern

muß und Grenzen hat, aber nicht in Form von Büro- und Sperrstunden. Es ist dieses Wohnen in der Kirche, die immer und für alle offen ist, was unsere Kinder suchen und finden.

Und die erwachsenen Kinder?

Bevor ich mit Kindern zu tun hatte, waren mir Obdachlose, alte und jüngere Menschen, die durch Kriminalität, Krankheit, Alkoholismus, Drogenprobleme auf der Straße gelandet waren, anvertraut. Ich habe dort meine besten und persönlichsten Freunde gefunden. Sie waren alle krank, schwierig, unansehnlich. Sie sahen kräftig und für die Normal-Bürger meistens auch angsterregend aus. Trotzdem muß ich sagen, sie waren wie Kinder. Sie haben die Beziehung, die Freundschaft gesucht, den Sinn im Leben, das Gefühl, die Zärtlichkeit, und die Gewalttätigkeit war nur eine Schutzmaßnahme, um diese eigentliche Sehnsucht nicht zeigen zu müssen. Diese Kinder sind die schwierigsten, denen ich begegnet bin, weil sie auf den ersten Blick kein Mitleid erregen. Sie sind arm und einsam, aber schutzbedürftig. Die Kirche darf für sie Anwältin sein; in ihnen kann sie die Gegenwart Jesu wahr machen und auch denen schenken, die mehr Glück haben im Leben. Was die Kinder in Ost und West, die großen und die kleinen, suchen und ersehnen, läßt sich mit ihren Worten wohl so zusammenfassen: «Was ich suche, ist eine Rolle, ist Schutz, Geborgenheit, Würde, weil Gott mich so geschaffen und den Weg bis heute geführt hat.»

Kirche ist die Anwältin der Kinder. Das gilt für die Situation in Ost und West gleichermaßen, auch wenn die Herausforderungen in armen und bedrohten Ländern andere sind als in reichen und gesicherten. Die Kirche ist sich dessen bewußt, daß die sogenannte Aqueda, die «Bindung» Isaaks, ein Symbol ist für ihre Aufgabe. Isaak mußte von Abraham gebunden werden, um zum Ausdruck zu bringen, daß der Stammvater alles, auch das geliebte Kind, noch dazu das Kind der Verheißung, das ihm als einziges gegen jede Erwartung im Alter von hundert Jahren geschenkt worden war, zu opfern hat. Abraham

hat kein Recht, darüber zu verfügen. Der über Isaak Verfügende ist Gott allein. Und dieser Gott schickt seinen Boten mit der Nachricht: Kinder dürfen nicht Opfer sein; das Symbol, daß sie Gott gehören, soll die Liturgie prägen.

Zur Zeit Jesu wurde das Volk Israel vom heidnischen Römerreich der Aufsässigkeit und Dummheit verdächtigt, weil es der nach römischem Recht geltenden Macht der Erwachsenen über die Kinder widersprach. Die Kinder im römischen Weltreich hatten keine Rechte. Die Familie entschied, ob abgetrieben, ob ein Geborenes aufgezogen oder ausgesetzt wurde. Von römischen Dichtern und Schriftstellern wie Vergil und Tacitus wurden die Juden verspottet, weil sie (wie sie meinten, aus Gründen des Wachstums ihres Volkes) alle Kinder aufzogen, statt als Erwachsene zu entscheiden, ob die Kinder politisch, wirtschaftlich und familiär nützlich und wichtig sind.

¹ Rumänien ist in den Jahren seit der Öffnung für seine Straßenkinder berühmt oder berüchtigt geworden. Die Rumänen leiden darunter, es kränkt sie, verständlicherweise, denn würde man über Österreich nur von den Drogensüchtigen vom Karlsplatz und über Deutschland nur von den Kindern vom Bahnhof Zoo reden, dann würde man uns auch nicht gerecht werden. Auf der anderen Seite liegt für Rumänien in dieser traurigen Berühmtheit vielleicht eine große Chance, denn wenn es dem Land mit Hilfe von uns, die wir aus dem Ausland kommen und dort Aufnahme gefunden haben, gelingt, dieses Problem zu bewältigen, dann bin ich sicher, daß damit der Exodus, der Weg in die Freiheit, garantiert ist. Das Schicksal der «Niemandskinder» ist ein verlässliches Kriterium für den Weg Rumäniens in die Zukunft. Die vielen bessergestellten lernbegierigen, aufbruchsbereiten Kinder in Rumänien, denen ich begegnet bin, müssen wir mitschauen, auch wenn sie unsere Gefühle weniger ansprechen. Durch meine Arbeit mit den Straßenkindern und durch die Jahre, die ich in Rumänien verbringen konnte, habe ich Kinder und Jugendliche erlebt, die ich

Im Volk Israel, in dem Jesus seine Beziehung zwischen Erwachsenen und Kindern erfahren und erlernt hat, ist schon zur Zeit Jesu das Chanukkafest, das Lichterfest zur Winter Sonnenwende (interessanterweise mit einer Parallele zum christlichen Weihnachtsfest, in dem es auch um die Würde des Kindes geht, um die Würde Jesu, des Neugeborenen in Betlehem in der Krippe) ein Fest, bei dem die Würde und Unantastbarkeit der Kinder verteidigt wurde.

Die Rolle der Kinder ist bis heute gleich geblieben. Sie sind den Mächtigen ausgesetzt, aber auch Indikatoren für Recht und Unrecht, für Qualität oder Versagen eines gesellschaftlichen Systems. Mag die Wirtschaft noch so mächtig werden, der Kinder wird sie nicht habhaft. Das ist unsere Erfahrung sowohl in Rumänien als auch im Neubaugebiet von Wien.

im reichen Westen nicht mehr gefunden habe. Es gibt eine sensible, wache, aufbruchsbereite Jugend, die eine Elite und führend sein wird, wenn sie dafür, vielleicht von uns, aus dem Westen, ein wenig Hilfe bekommt.

GEORG SPORSCHILL

geb. 1946 in Feldkirch, Österreich. 1964-1972 Studium der Theologie, Psychologie und Pädagogik in Innsbruck und Paris (Mag. theol., Dr. phil.), 1976 Eintritt in den Jesuitenorden, 1978 Priesterweihe, 1977-1988 Redakteur der Zeitschrift «Entschluß». Seit 1982 in der Sozialarbeit für Obdachlose in Wien und seit 1991 in Bukarest tätig. Aufbau mehrerer Projekte für Obdachlose in Wien und eines Projektes für Straßenkinder in Rumänien. Seit 1995 Aufbau einer Gemeinde in einem Neubaugebiet am Stadtrand von Wien. Gründung der Scha'ul-Schule, einer religiös-sozialen Gemeinschaft. Anschrift: Holetschekgasse 6A, A-1210 Wien, Österreich.